

Motorik, das Element aus dem Persönlichkeiten geschaffen werden

Die Bedeutung von Bewegung in der psychosozialen Entwicklung

- Dadurch, dass Kinder etwas über ihren eigenen Körper lernen und das Interesse anderer Personen an ihnen bemerken, werden sie selber zur Person.

Am Spielplatz der Angst

Ein fiktives Gespräch zwischen zwei Damen mittleren Alters auf einer Parkbank bei einem Spielplatz:

Frau A: Wir kennen uns. Ich war mit meinem Sohn vor 30 Jahren oft hier.

Frau B: Ich kann mich erinnern. Heißt Ihr Sohn nicht Markus?

A: Ja, und Ihr Sohn heißt doch Roland. Wie geht es ihm? Er war doch immer so vorsichtig und schüchtern.

B: Es war von aller Anfang an nicht einfach. Ich habe damals Ihren Sohn bewundert und Sie beneidet, wegen seiner Unbekümmertheit, Geschicklichkeit und Fröhlichkeit.

A: Wann haben Sie zum ersten Mal bemerkt, dass er nicht so einfach ist.

B: Schon als Säugling hatten wir Stillprobleme und irgendwie ist er mir zu ruhig vorgekommen.

A: Hat ihr Mann das auch bemerkt?

B: Die beiden hatten bald Probleme. Mein Mann ist sehr sportlich. Er wollte mit Roland immer wild spielen, ihn Hochwerfen oder Ähnliches. Mein Sohn hat dabei immer nur geweint. Roland war ihm zu feig. Letztlich ist unsere Ehe auch daran gescheitert, dass ich Roland immer nur schützen wollte und mein Mann konnte ihn nicht akzeptieren wie er war.

A: Deswegen war Roland plötzlich nicht mehr im Kindergarten!

B: Nein, nicht wegen der Scheidung, sondern weil sich Roland im Kindergarten nicht wohl gefühlt hat. Es waren ihm die anderen Kinder viel zu wild. Ich habe daher meinen Sohn zu Hause gelassen. Es war eine schwierige Zeit: wenig Geld, alleinerziehend und kaum Freunde. Letztlich waren wir völlig aufeinander angewiesen.

Mit diesem fiktiven Dialog soll veranschaulicht werden, wie stark die Motorik und die psychosoziale Gesundheit ineinander greifen. Der Ausgang dieser Lebensgeschichte/dieses Entwicklungspfad es bleibt offen.

Intro

Menschliche Embryonen zeigen bereits in der 10. Woche motorische Reaktionen. Über diese Motorik lernt das Kind sich selbst zu erforschen. Das bedeutet, wir werden nicht als ein fertiges Ich geboren, sondern wir müssen erst lernen ein Ich zu sein. Dieser Prozess ist von Anfang an untrennbar mit Motorik verbunden. Später lernt das Kind seine erweiterte Umwelt zu erkennen. „[...] Personen aber sind die wichtigsten Dinge in seiner Umwelt; und durch deren Interesse an ihm – und dadurch, daß es

etwas über seinen eigenen Körper lernt – lernt es mit der Zeit, daß es selbst eine Person ist.“ (vgl. Popper/Eccles 2008, S.145)

Ich mache Bewegung und Bewegung macht mich

Nichts ermutigt mehr als Erfolg. Gerade in der vorsprachlichen Entwicklungsphase haben Erfolge etwas mit Motorik zu tun (z.B. der erste Schluck an Mamas Brust, Umdrehen, erste Schritte). Die Erfahrung etwas mit Know-how, Anstrengung und Wollen bewältigt zu haben, wirkt bestärkend darauf, sich auf weitere derartige Aktivitäten heranzuwagen. Die oftmalige Erfahrung etwas selbst gemeistert zu haben, erzeugt Stabilität im Leben und macht frei von Versagensängsten. Der Erfolg nimmt die Angst vor Neuem und stärkt die Überzeugung, alle „Werkzeuge“ für eine erfolgreiche Bewältigung zu haben, kurzum eine positive Selbstwirksamkeitserwartung (vgl. Bandura 1997).

Kleinkinder definieren sich zunächst über Bewegung und ein Selbstbewusstsein darüber (vgl. Erikson 1974). Eltern sehen in erster Linie körperlich-motorische Zustände und erst in zweiter Linie die psychischen Konsequenzen (z.B.: springt nicht runter – mein Kind ist ein Feigling). In einer Kultur, in der Leib-Seele-Trennung gelebt wird, ist die Vorstellung von Einheit der Motorik und Persönlichkeit nur mit Anstrengung vorstellbar.

Biographische Einflüsse spielen bei der Entstehung dieser Selbstwirksamkeitserwartung eine wesentliche Rolle. Von Vorbildern (Eltern, etc.) zu erleben, was es heißt, nicht aufzugeben, ausdauernd zu sein, Pläne zu entwickeln, sich den Mut nicht nehmen zu lassen, mit Misserfolg umgehen zu können, etc. ist für Kinder äußerst wichtig. Es muss weiters gelernt werden, das Ergebnis seiner Handlungen mit seinen Erwartungen zu vergleichen. Selbstwirksamkeitserwartung unterscheidet sich somit von der Fremdwirksamkeitserwartung („Die Lehrerin will, dass ich da runter hüpfе, ich will aber nicht.“).

Für die positive Entwicklung von Kindern erweisen sich normative Vorstellungen als die größte Barriere. Üben als grundsätzliches Element im Erwerb motorischer Kompetenzen ist daher, im Gegensatz zu üblichen pädagogischen Vorstellungen, kein Allheilmittel, vor allem dann, wenn Misserfolge dominieren. So ist es niemals die geübte Bewegung an sich, welche die psychosoziale Entwicklung prägt, sondern es sind die sozialen Rahmenbedingungen unter denen Motorik passiert. Individuelle Voraussetzungen spielen eine entscheidende Rolle, ob das Üben überhaupt als Möglichkeit existiert oder bestehende Probleme verschärft (z.B. bei minimale Spastizitäten, Dyspraxien).

Schule und Motorik

Die Möglichkeit eines positiven Ausgangs der eingangs beschriebenen Lebensgeschichte darf nicht das Ergebnis von Zufälligkeiten sein. Der reguläre Schulbetrieb aber bietet dazu nur wenig Handreichungen.

Daraus ergeben sich folgende Überlegungen für Bewegung und Sport in der Schule:

- Der gegenwärtige BSP Unterricht muss in seinem historischen Gewordensein reflektiert werden. „Höher, schneller, weiter“ als Motto in den Fokus zu rücken, widerspricht jeder modernen Vorstellung von Entwicklungsförderung.
- Es ist unbestreitbar, dass das Kind vor allem über seinen Körper in Interaktion mit seiner sozioökologischen Umwelt in Beziehung tritt. „Looser“ zu produzieren kann nicht das Ziel der Schule sein.

- Kognition, Emotion, Selbstbewusstsein und Willensbildungen spielen im Entwicklungsprozess eine unbestreitbare Rolle. Individuen entstehen durch die individuelle Findung von Wegen und nicht durch kollektives Marschieren.
- Es gibt für jedes Kind die passende Motorik, welche das Interesse anderer Personen an ihm weckt. Sport stellt dabei nur eine Möglichkeit dar.
- Bewegung auf verschiedenen Ebenen (Laufen, Singen, Trommeln, Tanzen, Malen, etc.) als grundlegende Erfahrungsmöglichkeit für Körper-Ich und Leibgedächtnis ist ein pädagogisch weitgehend unbearbeitetes Thema.

Literatur:

Bandura, A. (1997). Self efficacy: The exercise of control. New York: Freeman.

Erikson, Erik H. (1974): Identität und Lebenszyklus: Drei Aufsätze. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Popper, K. R./Eccles, J. C. (2008). Das Ich und sein Gehirn. München: Piper Verlag.

Autoren:

Dr. Johannes Pögl ist pensionierter Professor für Pädagogische Psychologie an der PH OÖ.

Stephan Stumpner, M.Ed. ist Professor für Fachdidaktik, Bewegung und Sport an der PH OÖ und Mitarbeiter im Zentrum für Innovative Lehr- und Lernkulturen.